

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Beck, Zoë  
**Die Lieferantin**

Thriller

Herausgegeben von Thomas Wörtche

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4775  
978-3-518-46775-6

SV



Zoë Beck  
**DIE LIEFERANTIN**

Thriller

Herausgegeben von  
Thomas Wörtche

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 2017  
suhrkamp taschenbuch 4775  
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere  
das des öffentlichen Vortrags, der Übersetzung  
sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Alex Ortega / EyeEm / Getty Images

Umschlaggestaltung: zero-media.net

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46775-6

# DIE LIEFERANTIN

*London, vielleicht bald*

# 1

Rotweißblau waren nicht ihre Farben.

Morayo Humphries war schwarz.

Auf dem Nachhauseweg kam Mo an den Demonstranten vorbei. Sie waren friedlich. Sogar die Sabotage der Baustelle verlief in gewisser Weise friedlich. Die Sachbeschädigungen hatten nachts stattgefunden und beschränkten sich nur noch auf Baumaschinen, seit die Obdachlosen dort eingezogen waren. Die Sitzblockaden arteten nicht in Gewalt aus. Die Demonstranten waren aktiv in den sozialen Medien und dabei effizient, und vor Ort achteten sie darauf, vor allem lästig zu sein. Die Plakate und Spruchbänder mit »Olive Morris ist nicht vergessen!« fehlten nie.

Wer nicht vor Gewalt und Krawall zurückschreckte, waren die Gegendemonstranten, von denen es hieß, sie seien bezahlt. Sie waren laut. Sie suchten Streit, und vielleicht waren sie wirklich bezahlt. Zumindest waren sie organisiert, es gab nämlich feste Wochentage, an denen sie zu festen Uhrzeiten auftauchten. Heute war so ein Tag, und Mo war zur entsprechenden Uhrzeit nach Hause gegangen. Routiniert hatten die Demonstranten Bagger und Kräne besetzt und geduldig ihre Spruchbänder ausgerollt. Die Gegendemonstranten waren im Stechschritt vorbeimarschiert und hatten die üblichen Parolen geplärrt, rotweißblau, und als sie Mo gesehen hatten, waren einige von ihnen ausgeschert und hatten versucht, sie



einzukreisen. Einer hatte sie an den Haaren gepackt und gerufen: »Geh nach Hause, du gehörst hier nicht her!«

Er hatte so fest gezogen, dass sie schon glaubte, er würde ihr ein ganzes Bündel mitsamt der Kopfhaut ausreißen.

Mo hatte ihm den Ellenbogen in den Unterleib gerammt und war gerannt. Sie kannte die Gegend und wusste, durch welche Gassen sie verschwinden konnte. Jetzt war sie in ihrer Wohnung und wollte nur noch ihre Ruhe haben.

Sie konnte sie immer noch hören. Leise, aber deutlich, rotweißblau, vielleicht nur in ihrem Kopf. Was egal war. Sie hörte sie nun mal. Die Fenster waren geschlossen, die Tür mehrfach verriegelt, niemand außer ihr war in der Wohnung, und auch sonst war es im Haus ruhig. Alles wäre ganz wunderbar, wenn die Stimmen ihr nicht gefolgt wären, rotweißblau, sie schienen mit ihr durch die Tür gekommen zu sein.

Mo weckte den Computer auf. Er zeigte ihr die Nachrichten. Nun waren auch noch die Bilder in ihrer Wohnung. Die Demonstranten. Die Gegendemonstranten. Eingerahmt von den Werbebannern für das Referendum. Nichts davon wollte sie sehen. Mo schickte ihn wieder schlafen.

Sie stellte Musik über ihr Smartphone an. Mogwai klang aus allen Lautsprechern. Sie legte sich auf das Sofa und schloss die Augen, konzentrierte sich auf die Musik, auf ihre Atmung, wurde aber nicht ruhiger, sondern nervöser. Die Stelle an der Kopfhaut brannte, ihr Herz schlug schnell und holprig. Sie stand auf, ging hin und her, biss sich fest auf die Lippen, biss sich auf die Zunge, verschränkte die Arme und grub die Finger tief in ihre Unterarme. Es half alles nichts. Sie sank auf die Knie, versuchte es mitten im Raum und ohne Matte mit ei-

ner Yogastellung, sah ein, dass es Quatsch war, stand auf, ging ins Schlafzimmer und holte sich alles aus dem Versteck im Kleiderschrank: ihr Röhrchen, Alufolie, H, Feuerzeug. Damit ging sie zurück zum Sofa, setzte sich hin, legte die Sachen vor sich auf den Tisch. Rieb die Folie mit dem Ärmel glatt, bog sie, streute das H drauf, erhitzte es. Der Stoff war so rein und gut, dass er sofort schmolz und die ölige Substanz anmutig über die Folie floss.

»Geh nach Hause«, hatte der Typ gesagt, der ihr fast die Haare ausgerissen hätte.

Sie machte sich auf den Weg.

追龙.

Den Drachen jagen.

Die Monster verjagen. Rotweißblau, sie rückten in immer weitere Ferne. Wenige Minuten später hatte Mo den Kopf über die Armlehne gelegt, sah an die Decke, spürte keine Schmerzen, keine Unruhe mehr.

Diese Stille.

Alles überstrahlendes Glück.

Sie schwebte in einer Blase reiner Glückseligkeit. Der rotweißblaue Dreck rutschte daran herunter wie an einer Teflonschicht. Für ein paar Stunden.

Und immer wieder, wann immer sie wollte. Sie allein bestimmte die Dosis.

So wie jetzt.

Jetzt herrschte Stille.

## 2

Leigh hatte schon fünf Tage lang nichts mehr von dem Mann unter seinem Fußboden gehört. Langsam glaubte er, sich entspannen zu können. Er hatte sich schon sehr lange nicht mehr entspannen können, was an diesem Mann lag. Besonders in den letzten Monaten war sein Leben durch ihn höchst unangenehm gewesen, und nun war Leigh ehrlich gesagt froh, dass sich dieser Zustand offenbar zum Besseren verändern würde. Auch wenn es die erste Zeit, nachdem der Mann unter seinen Fußboden geraten war, nicht danach ausgesehen hatte. Aber seit fünf Tagen war Ruhe. Endlich.

Morgens war Leigh der Erste in seinem Restaurant und nachts der Letzte. Unter seinen Eltern war es ein traditionelles englisches Pub gewesen. Damals war Clapham noch eine Gegend für ärmere Leute gewesen, aber das hatte sich geändert, das Publikum war ein anderes geworden, es hatte mehr Geld und wollte es ausgeben. Das Pub lief schon immer gut, und mit den neuen Anwohnern noch besser, vor allem, wenn Sport übertragen wurde. Als aber das Rauchverbot in Kraft trat und die Gäste nur noch spärlich kamen, gab er (gerade mal den Schulabschluss in der Tasche) seinen Eltern den Rat, es von Grund auf zu renovieren. Einen Monat später eröffneten sie ein Steakhouse. Es lief gut. Und je mehr vegane und vegetarische Restaurants aufmachten, desto mehr Umsatz hatten auch sie. Eine zweite, kleinere Renovierung vor ein

paar Jahren machte aus dem Steakhouse ein Feinschmecker-Restaurant mit Schwerpunkt auf Steaks und Burgern, und ja, sie hatten auch vegetarische Burger im Angebot. Der Laden lief bestens. Der gute Ruf sprach sich schnell herum. Dann bekam sein Vater einen Schlaganfall und starb. Bei seiner Mutter wurde kurz darauf Krebs diagnostiziert. Sie würde ihrem Mann zwei Jahre später folgen. Jetzt war Leigh der Chef.

Sein Restaurant fand Erwähnung in Gourmet- und Reisemagazinen. Deshalb hatte Leigh überlegt, einen zweiten Laden zu eröffnen, aber diesen Gedanken hatte er gleich wieder aufgeben müssen, und das hatte mit dem Mann unter dem Fußboden zu tun gehabt.

»Sie haben es aber sehr schön hier«, hatte der Mann gesagt, damals, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Er trug einen dunklen Anzug, nicht besonders teuer, aber auch kein billiges Ding, dazu eine Aktentasche, unauffälliges Schwarz, ebenfalls nicht besonders teuer, aber auch nicht zu billig. Die Schuhe, das war Leigh sofort aufgefallen, waren allerdings von sehr guter Qualität, und die Armbanduhr hatte er sich ebenfalls etwas kosten lassen. Er trug keine Rolex oder etwas in der Preisklasse, aber das dezente silberne Stück lag schon durchaus im vierstelligen Bereich. Leigh achtete auf solche Details, sein Vater hatte es ihm beigebracht. »An den Schuhen erkennst du, mit wem du es zu tun hast«, hatte er immer gesagt. Und: »Mit der Uhr zeigen sie dir, wie viel sie verdienen. Oder wie viel sie gern verdienen würden.« Leigh hatte von seinem Vater viel über Menschen gelernt, und von seiner Mutter wusste er alles, was es übers Geschäftemachen zu wissen gab.

Beides half ihm an diesem Abend wenig, so kurz vor

Schluss, als der Mann sich ihm gegenüber an die Theke setzte und sein Wohlgefallen über die Einrichtung ausdrückte. Leigh bedankte sich höflich und erklärte mit großem Bedauern, die Küche sei für heute geschlossen, ob er ihm etwas zu trinken anbieten könne, ein Glas Wein oder einen Whisky? Der Mann nahm dankend an und bestellte den teuersten Brunello, den Leigh im Angebot hatte, machte es sich auf dem Barhocker bequem und sah interessiert den letzten Gästen dabei zu, wie sie sich deutlich angetrunken zum Aufbruch bereitmachten und George, dem Kellner, ein unmäßiges Trinkgeld hinlegten. Anschließend ließ er sich die Speisekarte geben (»Nur mal schauen!«) und studierte sie so intensiv, als wollte er sie auswendig lernen.

Der Mann saß immer noch auf dem Barhocker, als George aufgeräumt hatte und im Hinterzimmer verschwunden war, um sich umzuziehen. Leigh war nun allein mit seinem seltsamen Gast und fragte, ob er noch ein Glas wünsche oder möglicherweise doch schon die Rechnung, eine Formulierung, die ihn fast schmerzte, weil er noch nie so unhöflich zu einem Gast hatte sein müssen. Aber dieser Mann war irgendwie anders, er blieb am Barhocker kleben wie ein alter Kaugummi und bestellte sich ein weiteres Glas Wein. Erst als sich George und die Jungs aus der Küche verabschiedet hatten, dehnte er mit einem Seufzer den Rücken, lächelte ein wenig müde, nickte Leigh zu und sagte: »Also dann.«

»Die Rechnung?«

»Die Bücher.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht?« Leigh erlaubte sich, eine Spur genervt zu klingen.

»Zeigen Sie mir Ihre Bücher.«

»Bitte?«

»Sie haben mich schon verstanden.«

Einige Sekunden lang dachte Leigh, der Mann sei vom Finanzamt. Eine unangekündigte Buchprüfung. Oder jemand vom Gesundheitsamt, der glaubte, er könne sich hier aufspielen. Er verstand im ersten Moment wirklich nicht, was der Mann wollte. Irritiert sah er ihm dabei zu, wie er den Aktenkoffer auf die Theke legte, ihn öffnete und ein iPad herausholte.

»Kein Problem«, sagte er freundlich. »Wenn Sie mir Ihre Bücher nicht zeigen wollen, machen wir es anders. Wie viel Quadratmeter sind das?« Er drehte den Kopf hin und her, spähte in Richtung Küche, stand aber nicht auf. »Mit allem Drum und Dran zweihundert? Hundertachtzig? Sagen wir hundertachtzig, weil der Wein so gut ist. Miete oder Eigentum?«

Leigh starrte ihn finster an, antwortete nicht, polierte stattdessen Gläser.

»Eigentum, nicht wahr? Ihre Eltern waren schon jahrzehntelang vor Ihnen drin.« Er fing an, auf seinem iPad herumzutippen, murmelte leise irgendwelche Zahlen vor sich hin, zählte zwischendurch die Tische, spitzte immer mal wieder die Lippen, wenn er nachzudenken schien, blätterte einmal sogar in der Speisekarte etwas nach, sagte schließlich: »Was meinen Sie, fangen wir mit zweitausendfünfhundert Pfund im Monat an?« Der Mann zwinkerte ihm freundschaftlich zu.

Leigh polierte immer noch Gläser. »Der Wein geht aufs Haus«, sagte er. »Und jetzt verschwinden Sie. Wir haben geschlossen.«

Der Mann lachte. »Natürlich geht der Wein aufs Haus! Ab sofort geht auch das Essen aufs Haus! Dachten Sie, wir verrechnen das mit den zweifünf?«

»Sie gehen jetzt auf der Stelle!«

»Wenn ich daran denke, wie lange Ihre Familie diesen Laden nun schon hat. Wann sind Ihre Großeltern aus ihrem Kaff in Yorkshire weggegangen und nach London gekommen? Gleich nach dem Krieg, oder? Ihre Mutter ist hier geboren. Sie sind hier geboren. Sie sind hinter dieser Theke groß geworden.«

»Ich kann auch die Polizei rufen.« Leigh griff nach dem Telefon.

Der Mann sprach weiter. »Kennen Sie den Chinesen, Old Town Ecke Grafton Square? Von dem haben Sie bestimmt gehört. Ebenfalls seit Jahrzehnten in Familienbesitz. Dem ist doch tatsächlich die Küche abgebrannt. Fast hätte es noch das Pub nebenan erwischt.« Der Mann schüttelte bedauernd den Kopf. »Die haben auch die Polizei gerufen, aber irgendwie kommt die einfach immer zu spät.« Er zwinkerte ihm zu, machte eine ausladende Geste. »Sagen wir drei?«

Leigh wusste im Grunde, dass er Glück hatte. Er hätte genauso gut schon vor Jahren an der Reihe sein können. Warum dieser Mann erst heute zu ihm kam, blieb ihm ein Rätsel, aber sicher war, dass er seinen Plan von einem zweiten Laden begraben musste. Dieser Mann würde das Geld bekommen, mit dem er den neuen Laden finanziert hätte. Er überlegte kurz, dann stellte er das Glas weg, an dem er bestimmt schon seit fünf Minuten herumpolierte, und sagte: »Dreitausend sind zu viel. Ich zeige Ihnen die Bücher.«

Der Mann legte sein iPad auf die Theke und hob das Weinglas, in dem noch ein letzter Rest Brunello schwappte, um ihm zuzuprosten.

Jahrelang war es gut gegangen. Der Mann, der Gonzo genannt werden wollte, aber definitiv ein Engländer ohne erkennbaren Migrationshintergrund war, richtete sich in seinen Forderungen nach Leighs Büchern. Der Laden sollte weiterlaufen, nicht ausbluten, und Leigh betrachtete diese Abgaben als eine Art steuerlich nicht absetzbare monatliche Versicherungssumme.

Vor einem Jahr hatte sich dann ohne erkennbaren Anlass etwas verändert: Gonzo unterstellte Leigh, ihm gefälschte Bücher vorzulegen, und forderte mehr. Nun hatte Leigh nicht die Möglichkeit zu sagen: »Ich will mit Ihrem Boss sprechen!«, obwohl er das wirklich gern getan hätte. Er wusste, dass Gonzo für Leute arbeitete, die ihr Geld mit Drogen, Waffen und Prostitution verdienten. Das Schutzgeld war nur ein kleiner Teil ihres Einkommens. Er vermutete, dass ein Clan aus Croydon dahintersteckte, den manche liebevoll »die Croydon-Boyce« nannten. Boyce war der Familienname. Aber sicher wusste Leigh es nicht, und er hatte es nie gewagt, Gonzo danach zu fragen.

Er handelte den Mann etwas runter, zahlte aber doch mehr, als ihm guttat, und jeden Monat führten sie aufs Neue die Diskussion darüber, ob Leighs Bücher wirklich stimmten. Irgendwann machte er sogar eine Kopie seiner Steuererklärung, ließ sie amtlich beglaubigen und zeigte sie dem Mann, aber der



winkte ab, nannte das Schreiben eine billige Fälschung, die das Papier nicht wert sei, auf dem sie gedruckt war. Schlecht gelaunt ging er mit seinen Forderungen sogar noch ein Stück hinauf.

Leigh ging langsam das Geld aus, und mit dem Geld auch die Geduld. Der Mann mochte denken, dass die Geschäfte großartig liefen, aber Leigh spürte die Folgen des Brexit. Großzügige Touristen vom Kontinent blieben hier im Londoner Süden zunehmend aus, Studierende aus der EU waren selten geworden, Studierende aus Großbritannien dafür geizig, weil Mieten und Studiengebühren gestiegen waren. Viele EU-Bürger hatten das Land verlassen müssen, weil ihre Firmen aus Großbritannien weggegangen waren, und die Einheimischen sparten aus Ungewissheit darüber, wie sich das Pfund entwickeln und ob sie morgen noch ihre Jobs haben würden. Die neuen Besucher Londons kamen aus China und Russland. Sie blieben jeweils gern unter sich. Leighs Laden lief zum ersten Mal, seit ihn seine Großeltern vor siebzig Jahren eröffnet hatten, nur mäßig, und durch die Zahlungen an Gonzo war die Lage brutal. Seine privaten Rücklagen waren aufgebraucht. Als der Gefrierschrank kaputtging und mit ihm nicht nur das teure Rindfleisch und einige Kilo Büffel, sondern auch der Holzboden im Lagerraum, drohten ihm die Kosten über den Kopf zu wachsen. Er hatte bereits einen Kredit aufnehmen müssen, um über den Sommer zu kommen. Er glaubte nicht, dass man ihm so schnell einen zweiten geben würde. Aber Gonzo zuckte nur desinteressiert die Schultern.

»Morgen komme ich wieder. Und dann werden wir uns bestimmt einig«, sagte er, nahm ohne zu fragen zwei teure Fla-

schen Rotwein aus dem Regal und ging durch den leeren Laden hinaus auf die Straße. Er blieb vor einem der großen Fenster stehen, die Flaschenhalse lugten aus seiner Aktentasche, im Mundwinkel hatte er eine Zigarette. Er grinste und winkte, dann verschwand er endlich in Richtung Clapham Common.

Leigh wusste nach all den Jahren immer noch nichts über diesen Mann, nicht einmal, ob er mit dem E-Shuttle kam oder mit der U-Bahn oder vielleicht sogar zu Fuß. Er hatte keine Ahnung, wie alt Gonzo war, ob er eine Frau hatte (schwul war er sicher nicht), ob er wirklich gern den teuren Rotwein trank oder ob es nur eine Pose war, um ihn zu ärgern.

Leigh fragte sich, ob es nicht doch eine Möglichkeit gab, mit jemandem aus der Boyce-Familie zu sprechen. Es konnte kaum in deren Interesse sein, das Restaurant komplett kaputtzumachen. Sie hatten gut an ihm verdient, weil er gut verdient hatte. Und jetzt wollten sie, dass er pleiteging? Wollten sie die Immobilie? Oder das Restaurant übernehmen?

Er kam hinter der Theke hervor, ging zur Tür und schloss ab. Er hängte das Schild auf, das er vorbereitet hatte, um seine Kundschaft darüber zu informieren, dass eine Woche lang wegen Renovierungsarbeiten geschlossen sein würde. Eine Woche keine Einnahmen, dafür würde er die meisten Gehälter weiterzahlen müssen. Der neue Gefrierschrank war heute geliefert worden, der Boden im Lagerraum musste morgen herausgerissen und komplett neu gemacht werden. Handwerker konnte er sich nicht leisten. Er hatte sich im Baumarkt und in Internetforen darüber informiert, was wie getan werden musste und welche Materialien er brauchte, wie lange es dauern würde und welche Kosten auf ihn zukamen.

Morgen würden ihm George und ein paar Jungs aus der Küche dabei helfen, den alten Holzboden rauszureißen, damit er die Betonschicht gießen konnte, um den Boden auszugleichen, ihn zu dämmen und Fliesen zu legen. Wenn er an das Geld dachte, das ihn das Material gekostet hatte, wurde ihm schon wieder ganz elend.

Leigh löschte die Lichter bis auf eine kleine Lampe hinter der Theke, schenkte sich ein Glas Wein ein (während der Arbeit trank er nie), setzte sich auf einen Barhocker und dachte nach. Gegen Mitternacht war er davon überzeugt, dass er Gonzo umstimmen konnte. Er würde alle Belege mit den Kosten für die Renovierung zusammensuchen, um einen Aufschub bitten und ihm dann – und dieser Plan musste einfach aufgehen, er war nämlich richtig gut – ihm also dann von der Idee mit dem zweiten Laden erzählen. Gonzo würde nur ein klein wenig Geduld haben müssen, danach aber mehr verdienen als zuvor.

Warum er in den letzten Monaten so eine harte Linie fuhr, konnte alle möglichen Gründe haben, aber tief im Innersten würde Gonzo wissen, wie man gute Geschäfte machte. Vielleicht war er sogar zu einer Investition bereit? Für solche Leute war es doch einfacher, in ein gutes Geschäft zu investieren, statt es selbst zu übernehmen. Hatte Gonzo nicht davon gesprochen, dass sie sich bestimmt einig werden würden? Der Mann war nie gewalttätig gewesen, er hatte nie offen gedroht, nicht einmal geflücht. Ein Geschäftsmann eben.

Als Leigh seinen Wein ausgetrunken hatte und die Treppe hinauf in seine Wohnung ging, wusste er, dass am Ende doch alles wieder gut werden würde.

Vierundzwanzig Stunden später hoffte Leigh, dass niemand den Mörtelrührer hörte, während er Kies, Zement und Wasser zusammenschüttete, und er fragte sich, ob er die Pistole zusammen mit dem Mann in den Boden betonieren oder doch besser aufheben sollte. Er entschied sich fürs Einbetonieren. Er hatte nämlich nicht vor, das Ding jemals wieder zu benutzen, und abgesehen davon gehörte es ihm auch gar nicht. Mochte es zusammen mit seinem Besitzer in Frieden in die Betonschicht eingehen.

Achtundvierzig Stunden später glaubte Leigh, Geräusche aus dem Fußboden zu hören. Mal war es ein Kratzen, mal ein Stöhnen oder Seufzen. Er hörte die Geräusche sogar bis in seine Wohnung, die über dem Restaurant lag. Wenn er in den Lagerraum ging, um die Betonschicht zu überprüfen, fürchtete er, dass eine Hand oder ein Bein aus dem Boden ragte, aber alles blieb glatt und unberührt.

Erst als er den Laden wieder öffnete und die Gäste hereinstömten, als hätten sie eine Woche lang gehungert und nur auf ihn gewartet, legte sich Leighs Nervosität, und er hörte nichts mehr von dem Mann unter seinem Fußboden, selbst dann nicht, wenn alle gegangen waren und er ganz allein im Türrahmen zum Lagerraum stand und angestrengt lauschte. Nein, da war nichts, nur vollkommene Stille. Leigh war zufrieden, sogar glücklich. Anderthalb Wochen waren verstrichen, und noch immer kam niemand, um Gonzos Platz einzunehmen.

Der nächste Tag begann neblig, aber am Nachmittag

strahlte die Oktobersonne. Gerade war nicht viel los, die Zeit zwischen Mittag- und Abendessen. Er wollte im Internet nach passenden Immobilien für einen zweiten Laden schauen. Nur schauen. Ein wenig träumen. Pläne schmieden. Aber er kam nicht über die Nachrichtenseite hinaus. Dort las er, was in der Nacht zuvor im Hafen von Tilbury geschehen war.

Was er angerichtet hatte.